SIRIUS

Jahrgang 1915-16 **Zürich,** den 1. Februar Nummer 5

Herausgegeben von Walter Serner

Die Frauen der Revolution

Je grösser die Zahl derer ist, die Revolution und Geist irgendwie sich berühren lassen, desto kleiner wird die Möglichkeit, eine erfolgreiche Revolution zu erleben. Die Ueberzeugung, Rousseau sei letzten Endes der geistige Urheber der französischen Revolution des Jahres 1789, ist ebenso falsch wie die, in Russland hätten vor einem Jahrzehnt die Geister revolutioniert, richtig. Hätte nicht der Hunger in Rotten nach Versailles sich geschleppt, Ludwig der Sechzehnte wäre nie guillotiniert, das Bürgertum nie so frei geworden, wie es heute der Arbeiter sein möchte. Und nur weil die russische Revolution von Satten gemacht wurde, konnte sie niedergeworfen werden. Rousseau, der manchem hinterher das Gewissen erleichtert haben mochte, konnte in die selbsttätige Flut einer Wirkung hineingerissen werden. Ursache war er nicht. Bakunin, der den Köpfen, welche sich erhoben, das Gewissen aufgerüttelt hatte, vermochte nicht, jene mitzureissen, denen der Magen wichtiger ist. So blieb er ohne Wirkung. Mehr noch als dort dem Selbsterhaltungstrieb ein Ethos unterzuschieben, wäre es irrig, hier die Erfolglosigkeit aus bestimmten allzu relativen Umständen erklären zu wollen. Die Tat des Geistes ist niemals die Tat. Nur der Körper revolutioniert.

Es ist darum bezeichnend, dass die grosse französische Revolution von Frauen begonnen wurde. Ihnen kroch der Hunger zuerst in die Brust. Dass der Bürger Maillard sie vor das Versailler Schloss führte, wird von der jungen Louison Chabry wettgemacht, die vor dem König um Brot für Paris bat, und die Vermutung, Rousseau könnte damit etwas zu schaffen haben, durch die Tatsache, dass die holde Wortführerin, die vom König zärtlich umarmt wurde, als sie ihm die Hand küssen wollte, das Schloss als Royalistin verliess: „Vive le roi!“ Die Schweizergarde rettete sie vor den rasenden Frauen, die sie bereits niedergeschlagen hatten und mit den eigenen Strumpfbändern erdrosseln

wollten. Diesen Mordversuch als Rache für den Verrat an einer Idee zu deuten, geht nicht an, da die Weiber Marie Antoinette hatten töten wollen, gäbe man ihnen kein Brot, aber Beifall klatschten, als Lafayette ihr auf dem Balkon galant die Hand küsste. Jedes einzelne Weib fühlte sich von diesem Kuss geküsst und so wurde der Hunger, der eben bereit gewesen war zu morden, von einer Befriedigung, die dem Schoss zuteil ward, noch einmal besänftigt. Ein jämmerlicher Anfang für eine grosse Revolution. Wäre jetzt den Schreihälsen etwas zu schlucken gegeben worden, die Revolution hätte vermieden werden können. So nahmen denn die Männer, die nicht mit Gesten sich abspeisen liessen, die Bastille und die Frauen den König gefangen. Der Postmeister in Varennes, der den König erkannte, wäre ohne sie machtlos gewesen. Aber noch als sie vor die Pferde sich warfen, nannten sie ihn ihren guten dicken Papa, den sie gern hätten am Leben gelassen, wenn er sie nur besser regaliert hätte, und als sein Kopf fiel, weinten viele von ihnen. Olympe de Gougez, eine der hitzigsten republikanischen Schreierinnen, jammerte er schon vor dem Konvent, dem sie sich erbot, den König zu verteidigen, obwohl sie wusste, dass sie dadurch ihren Kopf gefährdete. Um das Menschliche zu glauben, dürfte man ihr republikanisches Feuer nicht bezweifeln können. Es ist ein Widerspruch, der dadurch entsteht, dass das Gegensätzliche je ein Zuviel enthält. Er wird noch deutlicher in Théroigne de Méricourt: die heissblütige Flämin, welche das königstreue flandrische Regiment zu überreden wusste, die weisse Bourbonen-Kokarde mit der revolutionären Trikolore zu vertauschen, wurde irrsinnig, als ein paar neidische Weiber und deren Kumpane sie im Tuileriengarten umzingelten, ihr die Röcke hoch hoben und sie auf den nackten Körper prügelten. Was einen Mann nur noch leidenschaftlicher emporgetrieben hätte, raubte ihr den Verstand, der unter einer unkörperlichen Demütigung nicht hätte zusammenbrechen können, wäre er wirklich einer gewesen. Die Frau, deren Körper die Soldaten überredete, ging an ihrer Scham, die gleichfalls keine war, zugrunde. Madame de Staël, die Napoleon aus Frankreich verbannte, da er sie für gefährlicher hielt als ihre Bücher, blieb dadurch vielleicht ein ähnliches Schicksal erspart. Sie hätte es gerechtfertigt. Man brauchte nicht zu wissen, dass ihre Bücher ohne Rousseau, Montesquieu, de Narbonne und besonders ohne den genialischen Benjamin Constant ganz anders oder überhaupt nicht geschrieben worden wären, auch nicht, dass diese Salon-Trikoteuse schliesslich Royalistin wurde; um von ihrer hysterischen Richtungslosigkeit, die ihr auf dem brennenden Boden von Paris zumindest ein groteskes Ende gebracht hätte, überzeugt zu sein, genügt es, eines ihrer so gern kolportierten Bonmots gehört zu haben. Um wieviel besser waren nicht jene

Frauen, welche den führenden Männern der Revolution helfende Gefährtinnen wurden: Madame Duplay, die Robespierre fast ohne alles Entgelt in übervoller Fürsorge zwei Jahre bei sich wohnen liess; Dantons Frau, welche der grausamste der Männer stets für Tage tatlos in sich zurückgeworfen verliess und die er, als sie in seiner Abwesenheit gestorben war, als Verwesende aus dem Sarg riss, um an ihr die grösste Grausamkeit, die seine letzte hatte sein sollen, zu begehen; Lucile Desmoulins, die ihrem Gatten in den Tod nachlief; und Madame de Condorçet, welche Wäscherin wurde, damit die Verfolger ihres Mannes irregeführt würden. Ein wenig abseits von diesen Frauen steht Charlotte Corday, die, ihr selbst unerwartet, aus der Provinz nach Paris fuhr, um Marat, von dessen Tod sie das Ende der Metzeleien erhoffte, zu ermorden. Ein grenzenloses Mitleid, wie es nur das unberührte Mädchen, dessen Mädchentum überdies wohl halber Art war, überkommen konnte, hob sie über alle Hemmungen hinaus und liess sie das Dolchmesser dem badenden Wehrlosen durch die Schulter ins Herz stossen. In diesem Augenblick erlebte sie erzitternd das Vorgefühl der ersten Wollust. Dennoch antwortete sie vor dem Konvent so fest und einfach, wie sie tagsdarauf das Schaffott bestieg. Dass es kein ernsthaftes Strafmittel gegen Frauen gibt, wird an diesem Grenzfall völlig klar; aber auch, dass Michelet*), der dies schon aussprach, irrte, wenn er die Frauen zwar nicht für strafbar, aber für sehr verantwortlich hielt. Sein durch Sentimentalität und falsche Heroik geschwächtes Urteil über die Frauen der Revolution beruht auf diesem Irrtum.

Das Ende der grossen französischen Revolution, das noch jämmerlicher war als ihr Anfang, beweist es nicht weniger klar. Die Frauen vermochten die Männer, die schliesslich schon für die Idee der Republik kämpften, als sie längst satt waren, nicht mehr zu begreifen und führten, indem sie offen und heimlich hetzten, den Untergang sämtlicher Parteien herbei und damit den der Revolution. Jener republikanische Offizier, der früher die Soutane getragen und im Beichtstuhl dem Weibe tiefer in den Kopf gesehen hatte als so mancher ergraute Ehegatte, durfte mit Recht sagen: „Die Frauen sind die Ursache unseres Unglücks. Ohne sie hätte die Republik schon feste Gestalt und wir sässen ruhig zu Hause." Er übersah allerdings, dass auch die Republik, wenn sie so erreicht worden wäre, wie sie geplant war, nicht jenen Zustand geschaffen hätte, dessen Vereitelung zu bedauern wäre; dass einer Revolution, die der Körper macht, auch der Erfolg entsprechen muss; und dass nur jene, welche die Tat des Geistes wäre, wahrhaft Erfolg hätte. Aber

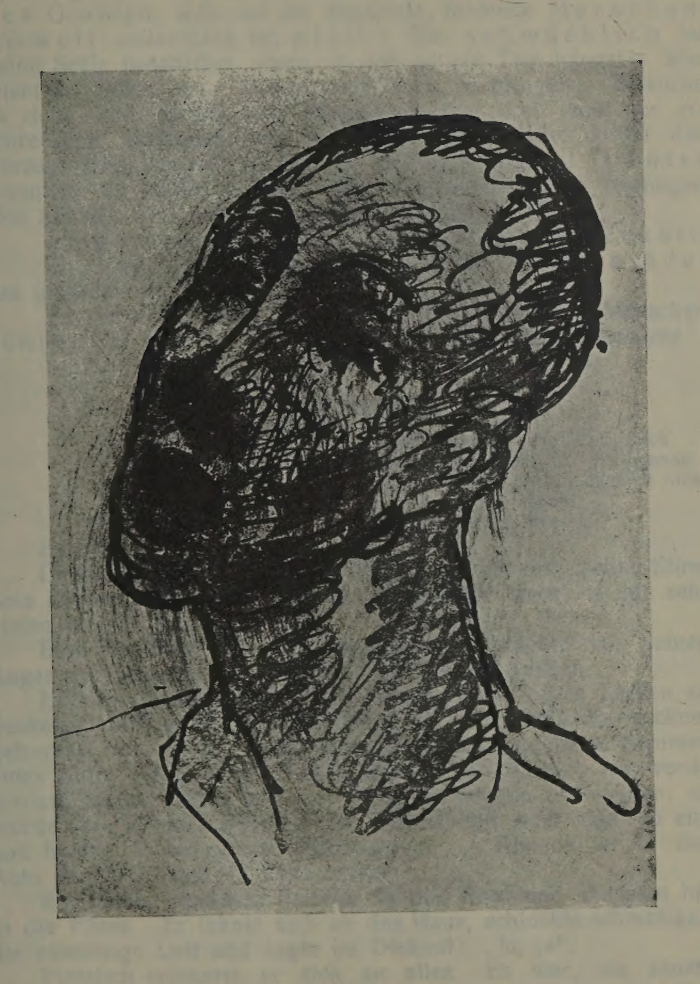
*) Jules Michelet: Die Frauen der Revolution, Verlag Albert Langen München.

diese Revolution wäre keine. Denn die Tat des Geistes ist niemals die Tat. Sie ist das grosse Unterlassen dessen, der auf sich selbst sich besann. Schon der erwachende Geist ist der Umwelt, in die hinein er geboren ward, feind. Zutiefst bereits dahin eingestellt, sich auf sich selbst zu besinnen, stemmt er sich gegen die Dinge, mit denen er nichts anzufangen weiss, und gegen die Menschen, die ihn fast unausgesetzt irgendwie vergewaltigen wollen. Er verbirgt sich in dem leidenschaftlichen Zerstörungsdrang des Kindes, der Gebrauchsgegenstände so wenig schont wie Spielsachen, und in dessen so oft verblüffend grausamen Roheiten gegen Erwachsene. Völlig erwacht, steht er vor der Qual, durch die Erkenntnis von Mensch und Ding hindurch zu der seiner selbst zu kommen. Dass jene ihm so unerreichbar ist wie diese, lässt ihn in den Vielen, deren Schwäche dem stündlichen Zusammenprall nicht standzuhalten vermag, sich aufgeben und nur in Wenigen zu jener Folgerung hinauf, welche tiefste Kraft ist und höchste Gebundenheit. Hier hat er sich auf sich selbst besonnen. Ganz in sich gekehrt, zieht er vor Mensch und Ding sich zurück und unterlässt jede Tat, von der er weithin weiss, dass sie stets nur vermehren muss, was böse ist und peinvoll, wenn sie mehr ist als freie Hilfereichung oder das Wort. Dort aber begeht der Körper, der seinen Geist aufgab, jede Tat. Sie setzt in gottloser Ueberhebung Mensch und Ding als erkannt voraus und schafft so jenen Zustand, dem Gesetz und Gewohnheit von Stunde zu Stunde mehr die grosse Schuld häufen und jede neue Tat, die geschieht, um ihn zu klären. Ihn wahrhaft zu klären, bedarf es der Tat des Geistes. Seine Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, das ihn noch vor einer Blume erbeben lässt, drängt ihn, alles, was nicht klar in sich beschlossen ist, zu unterlassen. Seine Tat ist d i e s e s Wort. Erstünde es in allen und würde so zur Tat: jene Revolution, die allein Erfolg hätte, wäre angebrochen. Sie wäre die grösste. Denn sie wäre keine.

Walter Serner

Die Tiere

A l l g e m e i n e Tierliebe — — tiefste Menschlichkeit! Jede private Liebe zu einem privaten Tiere v e r b l ö d e t jedoch das Herz! Es ist eine ununterbrochene Konzentration von Gefühl und Rücksicht auf ein, seien wir ganz ehrlich, ziemlich bedeutungsloses Objekt! Ja, sich o b j e k t i v, k ü n s t l e r i s c h erfreuen an der „getreuen Wachsamkeit“ eines Hundes; an dem „irrsinnigen Schmettern“ eines herzigen Kanarienvogels, der dann mit geneigtem Köpfchen uud fragendem „pii — pii“ scheinbar um



Zeichnung (Erste Reproduktion) *Pablo Picasso*
Aus der Sammlung Richard Kisling, Zürich



Beifall bittet; an dem Gleiten eines Goldschleierschwanz-Fischchens; aber es ernst nehmen, ernst, ganz ernst, ganz tief ernst, sich subjektiv sorgen um diese blöden, nichtssagenden Geschöpfe, während die denkende, fühlende Menschen-Umwelt voller Leid ist, pfui! Wie schwächlich ist deine Seele beschaffen, wenn du sie an ein Tier hängst! Wie leicht ist dieses zur Dankbarkeit zu bringen! Versuche es doch erst einmal mit Menschen; da erst wirst du erschreckend erstaunen, wie geringfügig deine Mittel des Herzens sind, sie wirklich für dich zu gewinnen! Dichter versuchen es tapfer stets. Aber die Menschen begnügen sich mit dankbar wedelnden Hunden!

Allgemeine Tierliebe — höchste Menschlichkeit!

Private Liebe zu einem privaten Tier verblödet das menschliche Herz!

Es entzieht ihm die Kräfte, die man den Menschen schuldet! *Peter Altenberg*

Sascha

Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters.
1. Joh. Kap. 2, Vers 15.

Es fror.

Die Luft brannte wie ein feuchtes Tuch um seine Stirn. Sein Körper schmerzte leise. In den Augen stach es mit sehr vielen kleinen dünnen Nadeln.

Eine alte Frau, die ihm entgegenkam, scheute vor seinen Augen zur Seite und flüchtete in ein falsches Lachen.

Er blieb stehen, um sich zu zwingen, an dieses Lachen zu denken. Darüber lächelte er und fühlte spitz, wie die trockengefrorene Haut barst. Dann lauschte er auf das harte Summen eines Autos, das immer näher sprang. Er dachte: ich werde warten, bis es vorbei ist . . . Doch da begann es wieder: er würde sein Zimmer betreten, es würde kalt sein und so eng und finster, er würde so ratlos sein . . . Ah, da brach das Auto knatternd aus der Ecke drüben . . .

Ein kaltes Rauschen fiel ihm in den Kopf und langsam bis in die Füsse. Er lehnte sich an das Haus, schluckte schmatzend die süsseisige Luft und sagte im Diskant: „Ja, ja".

Plötzlich erinnerte er sich an alles. Es war, als sauste sein Gehirn den Schacht der Geschehnisse zurück, ein blitzschnelles Licht weit voran.

Sein Körper straffte sich fest und stand. Sein Kopf hob sich und sah lang in den schwarzblauen Himmel . . .

Als er die Haustüre aufklinkte, hörte er seinen Namen rufen.

Er hielt sofort in der Bewegung inne und bildete sich ein, wissen zu müssen, wer ihn rufe. Dann wandte er sich lächelnd um.

Sascha zog den vorgestellten rechten Fuss zu dem andern und senkte sich von den Knöcheln aus nach hinten. Es schien, als falle sie.

Er warf ihr die Hand entgegen wie ein Seil und bemerkte, dass er ihre Züge ganz anders im Gedächtnis trug. Der Unterschied däuchte ihn so gross, dass er weder an die frühe Morgenstunde noch an die nachlässige Kleidung dachte.

Er fühlte, als sie seine Hand hielt, dass er noch lächelte. Augenblicks riss er sein Gesicht zur Ruhe.

„So früh?" Wie dumm dieses Reden ist, dachte er, warum hat man nicht den Mut.

„O, es muss schon halb neun sein . . . ja, halb neun . . ." Eine Bewegung liess Sascha merken, dass ihre Hand noch in der seinen lag. Sie zog sie an sich, eine Entschuldigung lächelnd, für irgendetwas . . . Nun hörte sie den Strassenlärm . . . Dann zog das Schweigen an ihren Armen, die hingen wie in allen Gliedern gebrochen.

„Wohin wollten Siegehen?" Er fragte sicher.

„Eigentlich nirgend . . . wohin . . . Ich hielt es nicht mehr aus . . ." Ihre Elbogen stiegen bis zur Achselhöhe und knickten müde wieder ein. In ihrem Gesicht rang dabei in heftigem Ausdruck Trauer mit einem unklaren Wunsch. „ . . . Ja . . ." Um ihre Nase entstand eine Blässe.

Mit einem Mal gingen sie.

Eine dicke Stille schloss sie nach vorne ab und versank langsam hinter ihnen.

Lange gingen sie so, leer und schwer . . . Bis sie an einer Strassenkreuzung stehen bleiben mussten, um die Wagen vorbei zu lassen.

Er fühlte, dass etwas zwischen ihnen sich jetzt veränderte.

„Von wo kamen Sie vorhin . . ." Sascha blieb mit einem Blick nach ihm bei einer Antwort, obwohl sie innerlich sie gar nicht wollte.

„Ich kam erst heim."

Sie lachte laut und tönern; dann leiser, da ihr das Lachen missfallen hatte.

„Was ist denn das wieder." Er sprach hart und schaute scharf nach ihr.

Ueberwunden von seinem Blick, der ihre Augen unweigerlich auf sich gezogen hatte, war sie sofort willens zu lächeln, vermochte es aber nicht. Die Lippen, die schon schmäler geworden waren, schnellten zurück. Fuhren auseinander. Das

ganze Gesicht zuckte. Doch noch bevor die ersten Tränen kamen, lief sie davon.

Er überlegte ärgerlich, ob er ihr nicht nacheilen sollte, als er sah, wie sie vor einem Laden stehen blieb und an ihrer Frisur nestelte. Er fühlte, dass sie ihn herankommen lassen wollte und trat rasch hinter sie, plötzlich ganz heiter. In einem Spiegel sah er sie ihm freudig zulächeln. Oder war es nicht höhnisch . . . ? Seine linke Wange kniff das Auge zu. Ein kurzer Ekel . . .

Sie wirbelte sich herum und packte seine Arme, liess sie aber schnell wieder frei: „Was, ich bin ein tolles Tier . . . Kommen Sie, da drüben ist eine Konditorei, eine lauschige, haha . . ."

Drinnen sassen sie neben einander.

Es roch sehr säuerlich nach Staub und Spülicht. Irgendein hämmerndes Geräusch schwoll an und war langsam nicht mehr da.

Er betrachtete, während er trank, mit grosser Anspannung einen Oeldruck an der gegenüberliegenden Wand, ohne ihn zu sehen.

Er hatte den Eindruck, als wollte Sascha aufstehen, und machte eine Abwehrbewegung.

„Ja? . . ." Ihre Stimme war eine Gewährung. Sie lächelte überall.

Er musste den Atem zurückhalten. Dann liess er ihn gleichgültig entweichen. Er wunderte sich, dass er so unbewegt auf Saschas glänzende Augen sehen konnte. Ist es nicht immer verloren, dachte er, alles spielt mit. Seine Brauen gingen zusammen. „Nichts."

Saschas Rücken wurde rund und liess sich in das Sofa zurückgleiten. Sie fühlte plötzlich ihren Körper nicht mehr. Das brachte eine seltsame Lustigkeit über sie. Sie lachte mit dem Atem: „Waren Sie schon einmal dankbar?" Woher kommt mir dieser Spott, war es ihr schmerzlich. Miteins aber war sie mit sich sehr zufrieden.

„Waren Sie noch nie darüber verwundert, dass es im Grunde keine Dankbarkeit gibt?" Sein Gehirn fühlte er wie sprungbereit, eine leichte Hitze im Hals.

Sie zögerte und vermochte doch nicht, über die Frage nachzudenken: „Vielleicht . . ."

„Es kann ja gar keine Dankbarkeit geben. Dankbar sein heisst ja doch, dafür, dass man . . ." Da kam Ekel in ihm hoch. „ . . . ach wozu . . . alles ist ja nur Betäubung . . . "

Kaum hatte er geschwiegen, als er sich schämte. Ein weiter Unwille ergriff ihn. Er konnte ein breites Grinsen nicht unterdrücken und litt unsäglich.

Sie hatte die Empfindung, als fiele sie durch das Sofa

hinab, tief hinab. Als die Empfindnng schwand, erinnerte sie sich, dass sie als Kind häufig so geträumt hatte. Dann begann sie zu zittern: Betäubung? und sagte ganz weich: „Aber wir lieben uns doch . . . “ Im selben Augenblick bekam ihr Blick etwas Freches, fast Wildes. Und wurde sofort wieder sanft.

Ihm blieb dieser Blick . . . Er hörte ihn noch. Aber das ist es ja gar nicht, dachte er, nein . . . Irgendwo draussen über den Häusern, platzte da nicht eine winzige silberweise Kugel? ganz schrill und spritzend? Da kam es ihm so, als müsse er jetzt sehr laut lachen, um sich auszuhalten, oder sehr laut in die Hände klatschen. Aber ein kleines Lächeln huschte weh unter seine Nase und löste alles auf.

Sie nahm sich dieses Lächeln und warf die Hände hinüber an seinen Hals. Die Bewegung riss sie fort. Sie krallte sich fest. Ihr Atem flog an seinem Mund empor, heiss und schnell.

Sein Kopf fuhr fast verstört nach hinten. Sein Körper erschrak hinterher.

Ihre Arme zuckten ihn noch einmal jäh heran. Dann glitt sie auf seine Schenkel nieder. . . Zur Ablenkung, ja, . . . Sie wollte nachdenken, alle Möglichkeiten genau erwägen. . . Aber es rieselte durch sie, floss wie . . . wie Marzipan. . . Sie horchte überrascht in sich hinein und sagte mehrmals hinter einander mit den Lippen: wie Marzipan . . dann neben einander . . . ihr schwindelte . . .

Er bemühte sich, kaum zu atmen: wenn ich atme, ist es schwerer, fühlte er. Seine Hand lag auf ihren Schläfenhaaren. Die halb verhinderte Berührung mit ihrer Haut verursachte ihm ein solch absonderliches Gefühl, dass er Sascha umfasste und hob.

Sie schob die erregten Hände auf die Marmorplatte und kurze Zeit schien es, als wollte sie die Stirne dazwischen legen. Die schlaff nach unten drängenden Lippen verrieten, dass sie etwas Böses hatte sagen wollen. Dann schnellte sie auf und eilte hastig fort.

Ihm war es, als hätte sie ihn beschimpft. Doch schon kam der Aerger darüber und liess ihn alles abschütteln.

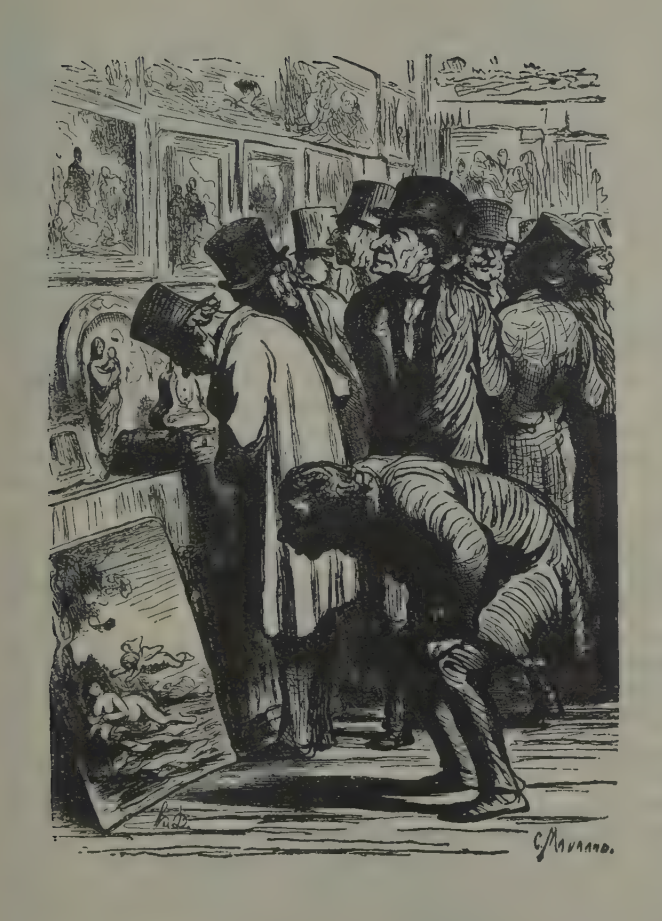
Als sie zurückkam, stand er vor dem Oeldruck und wandte sich schnell nach ihr. Er erstaunte darüber, nicht zu wissen, warum er den Tisch verlassen hatte. . .

Das Licht draussen war ganz weiss und versengte.

Er musste sie einholen.

Sie erschien ihm so fremd, so unbeweglich, so schmerzhaft fahl. Er schluckte. Dann sah er die Entgegenkommenden an.

Hilflosigkeit und ein undeutlicher Zorn durchwogten sie. Langsam spann sich das seit Tagen Erlebte herunter. Sie versuchte, über sich zu lachen, dann zu weinen, zuckte die Achseln



L'hotel Drouot *Honoré Daumier*
Aus dem Besitz der Kunsthandlung H. Hack, Zürich

hoch, spielte mit der Zunge im Mund und stellte sich angestrengt vor, wie es wäre, wenn sie ihm mit einem Bleistift schnell abwechselnd in beide Nasenlöcher führe, zuvor die Hände und Füsse binden, haha. . . . Dann schnappte alles in ihr aus und nur ein unbestimmter Drang bohrte leise . . .

Später erinnerte er sich, dass es begann, als sie ganz plötzlich „Schuft“! schrie, und dass ihre Stimme wie aus einem Wald scholl. Dann kreischte sie Schmähung über Schmähung heraus, log, übertrieb, erfand Unwichtiges, weinte tränenlos, stiess mit den Füssen nach ihm und lächelte darüber. Da hielt sie entsetzt inne, griff sich auf die Brust, ihre Augen wurden schillernde starre Glaskugeln . . . Sie warf den Kopf so fest auf eine Achsel, dass es knackte, drehte ihn weit nach rückwärts und rannte davon. . . .

. . . An einer Strassenecke lag halb eingetrockneter Kot.

Es packte ihn, seine Hände hineinzuwühlen. Gleichzeitig wusste er, dass er es nicht tun könnte. Da wollte er es dennoch tun. Aber er vermochte es nicht. Ganz fern trieb es wie Schluchzen auf ihn zu . . .

Walter Serner

Gesichte der Nacht

Einsam bin ich unter Bilder gebettet,
Die mich seltsam mit tiefer Stimme höhnen.
Stiegen gehn durch mein Herz, die von Schritten stöhnen,
Und Keller sind an meine Kniee gekettet.

Durch meine Fenster fallen Flagellationen
Blutend in mein Angesicht. Die Zeiger
Der Uhren machen mich weggeworfener, feiger,
Und der Stunden lange, launische Prozessionen.

Die Kälte der Höfe bricht in meine Kissen,
Durch mein Atmen jagen sich heiser die frierenden Hunde.
Jedes Tor ist an meinem Leib eine offene Wunde,
In die sich Bücherberge und Gebete verbissen.

Ueber meine Hände strömen die Strassen Licht.
Häuser liegen auf meiner Brust wie schwere Visionen.
Durch meine Fenster fallen Flagellationen
Blutend in mein Angesicht . . .

Max Herrmann, Neisse

Honoré Daumier

Auf aller guten Malerei lastet es wie Tragik. Sie ist stets dort, wo ein grosser Wille auf einem kleinen Weg sich verfängt. Die Malerei, diese tragische Umgehung des Denkens, beweist immer, was einer nicht sagen konnte, und manchmal, was ein Gehirn litt. Sein Genialisches bricht sich in tausend Farben und Formen und wird nicht rein. Die Verzweiflung hinter dem Schaffen reckt denn auch nirgendwo so machtvoll sich auf und schlug sie schon im Werk nieder, so gibt es einen wehen Ton, dem keiner der wenigen wahrhaft grossen Maler entrann. Und da nur aus dem Gefühl der Weltfurcht hervor die letzte Höhe dessen, was Kunst bedeuten soll, erklommen werden kann, wird das Wehe unermesslich. Diese Furcht hebt im Denken an und endet im Wahnsinn vor den Sternen. Sie ist in der Literatur am stärksten in Dostojewskiys mystischem Naturalismus, der das Leben an ihr allein gestaltet und ein schreckliches Zittern zurücklässt; in der Musik in Beethoven, dessen Waldsteinsonate das unerträgliche Gefühl der Weltwindstille ist; und sie züngelt in Rembrandts Christuskopf in den „Schülern von Emaus," um welchen sie ein Heiligenschein wird, den in seinem atemversetzenden Valeur nur noch Grünewald vermochte. Die verzweifelte Unzulänglichkeit dieses Ausdrucks trifft auf die des Lebens, und es ist, als bärste eine Welt.

Auch das Unsagbare wird hier nicht Ereignis. Diese bitterste Erkenntnis kam über jeden grossen Maler und ist identisch mit seiner Grösse. Die liebende Kraft, die er an Christus wandte, die menschgewordene Erscheinung des Wortes „Im Anfang war das Wort," muss in ihrem unweigerlichen Unglück dieses Wort beweisen. Honoré Daumiers Liebe ist jedoch nicht allein unglücklich, sie ist überdies das Wetterleuchten einer, die ihr Unglück aufgibt. In „Nous voulons Barrabas" (Sammlung Osthaus in Hagen) verzichtet ein furchtgeweihter Geist so grandios auf die Gestaltung, dass das „Ecce homo" vor diesem Bild zum übersinnlichen Schrei wird. Ein gegen sich selbst gerichteter Hass rüttelt resigniert an einer Silhouette. Der sittliche Taumel dieser negativen Titanenarbeit hat seinen bösen Pol im zeichnerischen Oeuvre Daumiers. Es entspricht ihr qualitativ mit derselben zwingenden Wucht wie etwa Bako von Verulam das Verbrechen. „Le défenseur", „l'audience", „ventre législatif" und die ganze lange Reihe seiner politischen und Bourgeois-Dessins sind keine karikaturistischen Anklagen, wie mikrokephale Dissertierende Nachtretende glauben machen wollen; sie sind die in diabolischer Lust abgeschriebene Todsünde, während die Linke zuckend über die Stirn huscht und eine grosse Ahnung um einen Gedanken ist. Die Reduzierung

des Optischen, die in der Zeichnung die Reinheit der Handschrift bedingt, ist für Daumier darum bestimmend gewesen, ja seine künstlerische Prämisse, und es ist ein tiefer Aufschluss, dass sein Christus ans Ende fiel. Hier war es aus. Dort war die Weite für den Niederschlag. Es ist grotesk, den Griffel Daumiers als illustrierenden Journalismus verunglimpft zu wissen zugunsten einer Malerei, die teils marastisch ist, teils seminarhaft rangiert wird. „Oedipus", „le meunier" und „la Republique" sind durchaus bedeutungslose Bilder, während dort, wo die Linie erscheint, sofort auch die Kraft zu spüren ist. Die „Noctambules" erwecken die bohrende Sehnsucht nach der Zeichnung, und „le malade imaginaire" (der in der Sammlung Mme. Esnault-Pelterie in Paris, nicht der bei Bureau) ist fast das Todesurteil der Malerei: was hier erreicht wird, ist farblos, und die souveräne Verachtung malerischer Dinge hebt die wollüstig-entsetzensvolle Perspektive dieses Sujets an die Schwelle des Gedanklichen, wo sie mit einem Blick stehen bleiben muss, der zutiefst erschüttert. Die michelangelesken Croquis sind solch unterbliebene Bilder, und Honoré Daumier selbst ist ein unterbliebenes Buch. Er war ein Denker, dem die mentale Form versagt und in die der ach so relativen Optik verdrängt ward. Darunter litt er wie kaum einer vor ihm, und darum wurde er einer der abgründigsten Zeichner nach Rembrandt und der Grosse, dessen „Nous voulons Barrabas" kommenden Geschlechtern das Malen für immer verleiden könnte.

Walter Serner

Der Flügel*

Die Sterne, an die wir glauben, sind das Fünkchen Liebe, mit der wir unsre Welt aufbaun. Denn sie ist die wirkliche. Wie gross ist der Mensch, wie klein sind die Sterne.

Der Mensch ist der Mund des Herrn, die Sonnen sind das Hohelob des Gehorsams. Aber die Sterne sind das Glück aus Demut, nur die Erde sträubt sich in ihren Bäumen und atembegabten Wesen, sie selbst zu sein. Jeder Wurm, der den Boden bekriecht, die Hündin, die um ihre Jungen herumschnuppert, der Geizige, der den Eintrag beriecht, wollen alle ihr Anders. Jeder Lebendige, der sich beruhigen kann, ist ein Schmarotzer, bloss ein Habicht darf in Herrlichkeit über allem Unerwognen sieghaft fliegen: der Verstand. Aber der Verstandbegabte ist erkenntlich am unwirschen Aeckerbeblicken. Doch ist der Mensch der Weg zu den Sternen, denn er erkühnt sich, Ruhe zu verbreiten.

*) Aus dem Buch „Mit silberner Sichel", das kürzlich im Hellerauer Verlag in Dresden-Hellerau erschienen ist.



Nächtliche Strasse *Christian Schad*

Des Menschen Flügel sind die Augenlider. Ein Aufschlag, und der Tag wird erflogen, ein Zusammenfalten, und die Nacht ist erbeten. Mit einem Blick überwältigst du die Sonne, doch schlag die Augen nieder, und du wirst durch deine Einschau unsre Unterwelten weiterfahndend unterfliegen.

Doch Seele, wehe dir, wenn du dich, hier als Mensch verleiblicht, nicht beruhigst. Du sollst aus Freiheit einst dein Sterneneigentum besiegen. Der Stern ist deine Leibesfrucht: die Freiheit wird zur Pflicht. Du wirst einmal aus vollster Wahrheit sein, drum wurdest du vorläufig ein Mund, doch lerne vor allem, gut zu schweigen. Die Ohren kriegst du, um vieles zu vernehmen, doch fass dich selbst dabei, damit du plötzlich keine Fremdheit mehr hörst. Du wälzest das Ich: du hast daher den Leib, um dich zu dir zurückzutasten. Die Nasenflügel stehn offen, sie sollen den Flug der Blumen in die Sternenwege einwiegen. Der Blick, der dich bejaht, der deine Allheit einnimmt, sagt: es ist um mich geschehen.

Theodor Däubler

Schicksalsstunde

In mondblauem Nebel bleicht die Nacht.
Die Kessel der Geschicke braun.
Die Tränenbäume tropfen und taun. . .
Was wird mir zugelost und zugedacht?
Die hohen Fenster stehn beraucht und blind
Wie Augen von Marmorbildern sind . . .
Das Schicksal! O, was will dein steinern Schaun?

Wie schwärmen die Geiser im mondlichen Rauch
Mit weissen Schleiern feucht davon . . .
O, tote Mutter, sähst du deinen Sohn!
Es schmölze über mir ein Regenbogenhauch . . .
Auch du kamst hoch herab von deinem Gletscherring. . .
Die Welt ist aufgelöst . . . Das grosse Thing
Der Wolken wogt und Gott vermengt den Stoff zu neuem Ton.

Hast du nur Gutes, Herz, gepocht?
Schleier des Segens ausgeteilt?
Gebet, das in die Ferne heilt,
Dem Chaos zugehaucht, das draussen kocht?
Ganz dich verstrahlen: wars dein Traum?
O dann wird überströmen der dampfende Raum . . .
Geister, gesendet von Liebe, kommen auf Flügeln geeilt.

So wende dich auch auf den Bruder nicht,
Du strenges Antlitz, augenlos!
Ich sehe Tropfen, trüb und gross,
Entthränen deinen Augen, leer und ohne Licht.
Ich fühls: es weint kein Mensch allein.
Solang ein Herz noch klagt, kann ich nicht glücklich sein.
Und wen du triffst: es ist mein Los.

Leo Sternberg

Aphorismen

— Ich habe den Joung nie ganz lesen können, als es Mode war, ihn zu lesen, und halte ihn noch jetzo für einen grossen Mann, da es Mode ist, ihn zu tadeln.

— Bei all meiner Bequemlichkeit bin ich doch immer in der Kenntnis meiner selbst gewachsen, ohne eben die Kraft zu haben, mich zu bessern.

— Ich bin mehrmals wegen begangener Fehler getadelt worden, die meine Tadler nicht Kraft oder Witz genug hatten zu begehen.

— Nichts schmerzt mich mehr bei all meinem Tun und Lassen, als dass ich die Welt so anzusehen gezwungen werde wie der gemeine Mann, da ich doch szientifisch weiss, dass er sie falsch ansieht.

— Gerade wie in meinem Bibliothek-Zimmer sieht es in meinem Kopfe aus. Ordnungsliebe muss dem Menschen früh eingeprägt werden, sonst ist alles nichts.

— Ich habe mich zuweilen recht in mir selbst gefreut, wenn Leute, die Menschenkenner und Weltweise sein wollen, über mich geurteilt haben. Wie sehr sie sich irrten! Der eine hielt mich für weit besser, und der andere für weit schlimmer als ich war, und das immer aus sehr feinen Gründen, wie er glaubte.

— Die grössten Denker, die mir vorgekommen sind, waren gerade unter allen Gelehrten, die ich habe kennen gelernt, die, welche am wenigsten gelesen hatten.

— Kluge Leute glauben zu machen, man sei, was man nicht ist, ist in den meisten Fällen schwerer, als wirklich zu werden, was man scheinen will.

— Ein Mädchen, das sich ihrem Freund nach Leib und Seele entdeckt, entdeckt die Heimlichkeiten des ganzen weiblichen Geschlechts.

— Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloss lesen, damit sie nicht denken brauchen.

— Wenn der Kaiser einmal seine ungarischen Schafe auf den Sand in der Mark triebe und der König von Preussen die seinigen in Ungarn weiden liesse, was würde da nicht die Welt gewinnen,

— Milton, der grosse Freiheitsredner, hatte drei Weiber nach einander und drei Töchter, aber solche erniedrigende Begriffe vom weiblichen Geschlecht, dass er glaubte, sie wären bloss zum Gehorchen da.

— Was eigentlich den Schriftsteller für den Menschen ausmacht, ist, beständig zu sagen, was der grösste Teil der Menschen denkt oder fühlt, ohne es zu wissen. Der mittelmässige Schriftsteller sagt nur, was jeder würde gesagt haben.

Georg Christoph Lichtenberg

Lido

Wir wissen nicht, wie lange wir schon liegen
Auf zarten Sanden und vom Meer umweht,
Und lassen es, dass unser Tag vergeht.
Heimkehren sehn wir die geschwungnen Riegen

Der Fischer von Chioggia. Braune Fetzen
Umküsst der Wind. Das leichte Gleiten
Ruft Wünsche, freier in die Welt zu reiten
Und sich an fremder Männer-Tisch zu setzen.

So vieles ist uns kalter Stein geblieben.
Wie höhnten wir und ritzten Stich an Stich!
Glaubt ihr es nicht, dass Bluten oft verblich,
Wenn wir erkennend unsre Brüder liebten?

Karl Schönberg

Bücherbesprechungen

Gustav Meyrink: Der Golem (Verlag Kurt Wolff, Leipzig)

Dass um 1900, in jener Literaturepoche, wo im Durchschnitt das nach allen Regeln des Geschäftes Ausgebeutete und auf rein optisch gefällige Passform Gefertigte am lauten Markt das Meistgefragte war, auch die Gattung des Phantastischen die gute Tradition vergass und fixe Oberflächenakrobatik biederer Gespensterfabrikanten dem äusseren Anscheine nach alle Ehren einheimsen liess, ist nicht verwunderlich. Obwohl, oder grade weil damals bereits jene Grossen: Dostojewskij, Strindberg, Ibsen, Hamsun für immer mehr Augen zu leuchten begannen, in deren Weltenwerken Mysterium und Vision, aller heimliche, uneingestandene Nervenspnk und irrlichtelierende Halluzination

schlichthin genialisch beschworen war ohne Pose und Verrenkung, feierte in den gepriesenen Büchern der Zeit umso geschminkter und mit desto falscheren Brillanten behangen des Gruselns Gaukelfechterei einträglich Orgien. In diesem Hexensabbath der günstigen Konjunktur bildeten Gustav Meyrinks Erstlinge, Skizzen des Haarsträubens, sympathische Boten besserer Absicht, trotz der Saloppheit im Ethos, der Gelecktheit des motorischen Apparates und etlicher selbstgefälliger Spiegelpromenaden, weil sie Wert legten auf peinlichste Akkuratesse ihrer Form, (die sie sich mit vollem Bewusstsein nicht sehr hoch wählten, aber dann adäquat inne hielten), und nicht aus der Berechnung und aus der Hand kamen, sondern aus dem Willen und aus dem Hirn. Wieviel von diesen Verheissungen zur Bestätigung reifte, soll jetzt Meyrinks Buch offenbaren. Das stellt sich das Problem dort, wo der Zuschneider der Gattung bei fast gleicher Stoffwahl kaum ein Agens vermutet, geschweige denn auch nur den ersten Ruck des Antriebes gestalten könnte. Das Niveau ist betont genug: nicht schreckhaftes Gepolter manipulierender Puppen im handfesten Raume, sondern atemlastende Vorgänge auf jener Tiefenbühne, die hinter unsern geschlossenen Lidern lauert. Aus Hinüberdämmern in traumumtrümmertes Prag, aus dem ohnehin ängstenden der Wirklichkeit steigt die Leiter der blanken Schwerter hinan, von Ekligem umwimmelt, kleinem eckigschlürfendem Alpgekicher benagt, bis der jähe Sturz kopfüber in den unergründlichen Strudel und ein schales, wie betäubt flaues Wiederauftauchen am alten, doch so veränderten Ufer mit einem annehmbaren Akkorde das Karussell zum Stehen bringt. Dabei gibt es oft unvermittelten Tempowechsel, und die Länge der Tour stumpft die Reibflächen merklich ab. Man wird in jenen anhaltenden, dem Unbewusstsein nahen, alles zu einem Grau vermischenden Schwindel gekurbelt, aus dem sich erst nach geraumem Hinschwanken auf dem Heimweg zum solider fundamentierten Vaterhause als bleibend so ein paar hohe Bilder lösen: der gierige Taubstumme, tappend um den rothaarig aufreizenden Judenbalg, die Stimme einer durch wundersames Verhängnis Geliebten aufklingend zum Echo eines Lustmörders Martyrleib, das übermenschliche Fanal eines Hasses durch alle Sphären, und die ganze Grundstimmung eines vielhäutigen Kosmos der Wesensvertauschung, Ichspaltung, Panik, logischen Teufelei. Aber am Ende behalten die Mathematiker sozusagen Recht, die Welt wird nicht „kaputt gedacht" und zugunsten lotrechter Komposition wird aus Hölle und Himmel ein Kompromiss und ein unverbindliches Tableau. Auch stellt ein sozusagen „Pschütt"-naher Beisel-Witz immer wieder Jovialität her, und die Erschütterung bleibt aus, die ein Humor erregt hätte, der bis dorthin sich wagt, wo der grösste Schreck und die grösste Geborgenheit eins ist.

Max Herrmann (Neisse)

Inhalt der vorigen Nummer: